



Requiem für ein Maiglöckchen

im Internationalen Jahr der Wälder 2011

Der folgende Beitrag rückt einen Wald ins Blickfeld, der seit Jahrzehnten unter der Säge stirbt, nicht für die Gewinnung von Ananasplantagen, Steaks oder Palmöl in Übersee, sondern für die Energieversorgung hierzulande. VON WILHELM BREUER

Der Wald, dessen hier post mortem gedacht werden soll, hat öffentlich kaum von sich reden gemacht. Lokal schon, aber in den überregionalen Zeitungen und im Fernsehen nur, als sein Ende beschlossen war und dann nie mehr. Das war 1978. Seitdem stirbt dieser Wald Stück um Stück, unbemerkt und unbetrauert. Er stirbt unter Motorsägen und schwerem Gerät für die Erzeugung von Strom, der zuverlässig aus der Steckdose kommt und ohne den ein modernes Leben nicht vorstellbar ist.

Das Drama vollzieht sich westlich von Köln. In dieser Gegend liegen die fossilen Überreste der Wälder, die im Verlauf der Erdgeschichte untergingen und unter dem Gewicht der Jahrmillionen zu Braunkohle wurden, die nun im Tagebau Hambach abgebaut und in den umstehenden Kraftwerken verheizt wird. Die dazu notwendigen Eingriffe sind gewaltig. Die Umgestaltung ist total. Der Tagebau ist kein „Kratzer in

Die ökologische Not der Braunkohlefolgelandschaft gibt sich heute gern als Tugend aus.

der Landschaft“, als den ihn das Abbaunternehmen hatte ausgeben wollen. Der Abbau zieht sich vielmehr über sieben Jahrzehnte und 85 Quadratkilometer hin, geht ungeheuer in die Tiefe, raubt der Region 45 Milliarden Kubikmeter Grundwasser, kehrt Unterstes zuoberst und löscht alle Spuren der Vergangenheit aus, um für eine lange Zeit Ödnis zu hinterlassen. Sie ist das Technotop monströser Schaufelradbagger, die Tag und Nacht nach dem Wald aus grüner Vorzeit greifen.

Zuvor muss von der Erde alles abgeräumt werden, was Menschen dort seit den Tagen der Jungsteinzeit hinterlassen, aufgebaut und angerichtet haben. Wenn Dörfer und selbst Gotteshäuser zu diesem Zweck abgerissen, Tote umgebettet, 5.200 Lebende umgesiedelt, Straßen und Autobahnen verlegt werden, fällt das Los eines Waldes nicht ins Gewicht. Die Entscheidung für den Tagebau Hambach fiel ganz unter dem Eindruck der ersten Ölpreiskrise. Die Freisetzung von CO₂ wurde noch nicht als Problem empfunden. Der Stellenwert des Naturschutzes war noch geringer als heute. Nur ein Ausstieg aus der Atomenergie spielte anders als heute keine Rolle.

Immerhin ging dem Tagebau erstmals ein behördlich beauftragtes ökologisches Gutachten voran. Es ließ an der Bedeutung des Waldes bei Hambach keinen Zweifel, sondern untersuchte und beschrieb, was dann dem Untergang leichtfertig preisgegeben worden ist: ein 4.200 Hektar großes Waldgebiet, mehr als halb so groß wie der Nationalpark Hainich, gewiss weniger unberührt als es ein Nationalpark sein sollte, aber doch auf großer Fläche naturnah, mit Käfer- und Falterarten, die hier aufzulisten nicht Platz ist, die aber im Schrift-

tum als große Seltenheiten gelten. Aus deren Vorkommen haben die Gutachter auf eine lange Zeit ungebrochen ungestörter Waldentwicklung geschlossen. Diese Kontinuität reicht 1.000 Jahre und stellenweise bis zum Wiederaufstieg der Wälder nach dem Ende der Eiszeit zurück. In Deutschland ist Wald von geringerem Wert zum Naturschutzgebiet oder gar Nationalpark erklärt worden.

Der Wald hätte gerettet werden können. Er hätte vielleicht sogar gerettet werden müssen, hätte sich die Europäische Gemeinschaft nur etwas früher des Naturschutzes angenommen. Das Recht der Gemeinschaft zum Arten- und Habitatschutz trat zu spät in Kraft, um das Schicksal des Waldes wenden zu können. Seit 1979 – ein Jahr nach dem Aufschluss des Tagebaus – verpflichtet die europäische Vogelschutzrichtlinie die Mitgliedstaaten zum Schutz der für bestimmte Vogelarten „zahlen- und flächenmäßig geeignetsten Gebiete“. Wie hätte der

Wald bei Hambach schon wegen der Vielzahl der hier brütenden Mittelspechte bei der Auswahl unberücksichtigt bleiben können? Und wie erst beim Aufbau

des Netzes Natura 2000 nach 1992? Verlangt doch die Fauna-Flora-Habitat-Richtlinie den strikten Schutz gerade der Waldgesellschaften und Artenvorkommen, die die Wissenschaftler auf vielen Flächen festgestellt hatten: von der Forstwirtschaft kaum berührte Maiglöckchen- und Sternmieren-Stieleichen-Hainbuchen-Wälder mit jahrhundertalten Baumgestalten; Waldstücke, in die noch keine Motorsäge, Fichte oder Douglasie vorgedrungen war; mit Hirschkäfern, Bechsteinfledermäusen, Kammmolchen und Springfröschen.

Die Menschen in diesem Landstrich finden sich gewöhnlich mit dem Lauf der Dinge ab, zumal mit Entscheidungen von oben. Ein Übermaß an Gleichmut und der rheinische Karneval ersetzen den Widerspruch. Auch deswegen erreichte der Hambacher Forst nichts von der Aufmerksamkeit des Gartower Forstes bei Gorleben, nichts von dem medialen Interesse, das einigen Bäumen am Frankfurter Flughafen oder jüngst im Stuttgarter Schlosspark für Geringeres zuteil geworden ist. Im Tagebau- und Kraftwerksbetrieb sind viele verstrickt. Die Braunkohle ist der wichtigste Wirtschaftsfaktor der Region. Das war für die Dörfer ringsum lange der Wald: als Quelle für Brenn- und Bauholz, wegen der Eichelmast für die Schweine, als Waldweide und bis zuletzt wegen der Maiglöckchen. Deren Blätter wurden zentnerweise für pharmazeutische Zwecke gesammelt. Buschordnungen hatten den Wald im Mittelalter vor der Rodung geschützt. Es bleibt ein unerklärtes soziologisches Phänomen, dass die Aufmerksamkeit für den späten Niedergang dieses Waldes nie die Grenze der Region übersprang.



Mit dem Eintritt der Grünen in die nordrhein-westfälische Landesregierung 1995 kam für einen Augenblick die Hoffnung auf, die Jahre zuvor festgelegten Abbaugrenzen könnten zugunsten des Waldes zurückgenommen werden. Die Regierung hat nichts erreicht, sollte sie denn etwas unternehmen haben. Sie hat sich vielmehr mit neuen Braunkohletagebauen befassen müssen und auch sie nicht verhindert.

Natürlich wächst heute über dem ausgebeuteten Teil der Lagerstätte nicht bloß Gras, sondern mit dem Abbau geht schrittweise der Aufbau einer neuen, dem Tagebau folgenden Landschaft einher. Bereits heute sind große Flächen wieder grün. Grün erhebt sich zweihundert Meter aus der ebenen Kölner Bucht heraus der weltweit größte künstliche Berg. So hoch türmt sich auf 13 Quadratkilometern der Abraum, der auf dem Weg zu den Braunkohleflözen anfällt: Unmengen Kiese, Sande und Tone, die Erdgeschichte und zuletzt Rhein und Maas über den zu Kohle geformten Wäldern abgelagert hatten. Für eine Tonne Braunkohle müssen sechs Tonnen Abraum abgetragen werden. Deshalb gelangte man an Kohle erst sechs Jahre nach dem Aufschluss des Tagebaus. Über die aufgeforstete halbfertige Halde mit dem klangvollen Namen „Sophienhöhe“ führen 70 Kilometer Wege. „Erst nach der Kohle wird der Hambacher Forst wirklich schön“, kündete 1975 das Abbauunternehmen Rheinbraun, das jetzt RWE Power heißt. Noch etwas hat sich geändert: Die ökologische Not der Braunkohlefolgelandschaft gibt sich heute gern als Tugend aus. Auf den Rohböden darf sich stellenweise Natur entfalten, ungestört auferstehen und neu anfangen. Auf den noch spärlich spontan begrüneten Flächen brütet

deshalb bis auf weiteres das Schwarzkehlchen und laichen in Pfützen Kreuzkröten.

Die Halde steht am Rande eines Lochs, das sich weiter durch die Ebene frisst und letztlich nicht mehr gefüllt werden kann – es sei denn mit Wasser, von dem man noch nicht weiß, woher es kommen soll. Ein 450 Meter tiefes und 40 Quadratkilometer großes Loch. Mehr Volumen hat in Deutschland nur der Bodensee. Auch das ist der ökologische Fußabdruck der Kohleverstromung. Dieser Wechsel auf die Zukunft wird erst nach 2100 einzulösen sein. Und mit rheinischer Gelassenheit wird es schon gut gehen, weil es doch noch immer gut gegangen ist.

Vom alten Wald bleibt dauerhaft vor dem Tagebau geschützt nur ein winziger Rest, nicht größer als 100 Hektar. Ein anderer mit den Jahren schwindender Rest steht todgeweiht am Rand der Grube. Er kommt mit dem Fortgang des Tagebaus an die Reihe. Zu seiner Verschonung rührt sich nichts und niemand. Aus Anlass des Internationalen Jahres der Wälder 2011 ist dieser Wald für einen Augenblick aus dem Schatten der Vergessenheit herausgetreten. Folgenlos wie wir es von den Jahren humanitärer Anliegen kennen. ■

WILHELM BREUER arbeitet seit mehr als 25 Jahren in der niedersächsischen Naturschutzverwaltung und ist Geschäftsführer der Gesellschaft zur Erhaltung der Eulen.



„Strom ist nie grün. Er kostet stets Natur. Für die Produktion von Coladosen und Plastiktüten ist dieser Preis entschieden zu hoch.“

Seit 1978 sterben die jahrhundertealten Stieleichen-Hainbuchen-Wälder für den noch Jahrzehnte umgehenden Tagebau. (Foto: Ralf Kistowski)

